



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Heinrich Heine

Keiter, Heinrich

Köln, 1906

IV. Die letzten Lebensjahre. Religiöse Kämpfe. Nihilismus

urn:nbn:de:hbz:466:1-32940

daß er ihn schließlich fordern ließ. Straus hat sich in unehrenhafter Weise gerächt;¹⁾ Heine hatte aber nicht das Recht, sich darüber zu beklagen. Vor dem Zweikampf ließ Heine sich am 30. August 1841 in der Kirche St. Sulpice noch rasch mit Mathilde kirchlich trauen, damit sie im Falle seines Todes die Rechte seiner Witwe geltend machen könne, nachdem er die katholische Erziehung der Kinder in üblicher Weise zugesichert — er hält die Stellung dieser Bedingung seitens der Kirche für natürlich und selbstverständlich (VI, S. 65) —. Am 7. September 1841 fand das Duell statt, in dem Heine leicht verwundet wurde. Nach dem Duell gab Heine der Frau Straus eine bündige Ehrenerklärung, sowie das Versprechen, in einer neuen Auflage die auf sie bezüglichen Stellen fortzulassen. Der Streit nahm also ein für Heine wenig rühmliches Ende. Aber Ruhe fand er noch nicht. Die beleidigte Frau und ihr Gemahl griffen ihn und Mathilde immer wieder in Zeitungen an und ließen kein Mittel unversucht, ihm zu schaden. Heine erntete nur den Lohn seiner Taten; wir können das Treiben seiner Gegner verurteilen, ohne ihr Opfer zu bedauern.

IV.

Die letzten Lebensjahre. Religiöse Kämpfe. Nihilismus.

Zu den nie endenden literarischen Kämpfen Heines gesellte sich 1845/46 ein rein persönlicher, den er mit der heftigsten Leidenschaft führte. Am 23. Dezember 1844 starb sein Onkel Salomon, der ihn zu seinem Entsetzen nur mit einem Legat von 8000 Mark bedacht und die ihm zugesicherte Rente gar nicht erwähnt hatte. Infolgedessen weigerte sich Salomons Sohn Karl, der gegen den Dichter wegen der vielen Angriffe gegen die Verwandten seiner Frau, die Foulds, eine berechtigte Mißstimmung hegte, die Rente weiter zu zahlen. Dagegen erbot er sich,²⁾ dem Better jährlich eine Pension von 2000 Francs auszusetzen gegen die Verpflichtung, ihm alles, was er über Salomon Heine jemals schreiben werde, zur Durchsicht zu senden. Heine, der durch Mathildens

¹⁾ Ob Salomon Straus Heine wirklich auf offener Straße beehrte, wie es damals in deutschen Zeitungen hieß, ist sehr zweifelhaft. Jedenfalls aber hatte Heine durch seine schamlose Verleumdung der Frau Straus eine derartige Insultierung geradezu herausgefordert. Vergl. Niehfi a. a. O. S. 97.

²⁾ Deutsche Rundschau 1885. I, S. 451.

Angst, in Not zu geraten, in die höchste Aufregung versetzt war, drohte anfangs, zu klagen, beschritt dann den gütlichen Weg und nahm schließlich die Presse zu Hilfe. „Das Beste,“ schreibt er an Detmold,¹⁾ „muß hier die Presse tun zur Intimidation, und die ersten Kotwürfe auf Karl Heine und namentlich auf Adolf Halle (dessen Schwager) werden schon wirken. Die Leute sind an Dreck nicht gewöhnt, während ich ganze Mistfarren vertragen kann, ja diese, wie auf Blumenbeeten, nur mein Gedeihen zeitigen.“ Er bat ihn dann, einen Artikel zu fabrizieren, in dem der Dufel verteidigt, der Kesse angegriffen wurde. Auch an Laube wandte er sich um Hilfe, wie aus einem Brief vom 1. Februar 1845 hervorgeht. Dabei benahm er sich wie ein Revolverjournalist. Er schickte Laube zwei aus Hamburg datierte anonyme Artikel, deren hinterlistigen Zweck das Begleitschreiben erklärt: „Ich schicke Ihnen anbei zwei Artikel, die Sie von fremder Hand abschreiben lassen und in der brockhausischen Leipziger Zeitung sobald als möglich zu inserieren suchen müssen. Zerreißen Sie nur gleich meine Handschrift. Nr. I ist ein Angriffsartikel, suchen Sie etwas den Stil zu verändern im Anfange, damit man nicht auf mich rate; der Schluß aber muß ganz so bleiben. Bitte, machen Sie nur, daß er unverzüglich abgedruckt wird. Nr. II ist ein Verteidigungsartikel, woran nichts zu verändern; ich habe ihn so perfid dumm als möglich geschrieben und so stilistisch schlecht, wie reiche Leute verteidigt zu werden pflegen. Zögert etwa die Redaktion, diesen Artikel im Journal aufzunehmen, so lassen Sie ihn unverzüglich (ebenfalls in der Leipziger Zeitung von Brockhaus) als Inserat drucken (das ist noch perfider).“ Der „Angriffsartikel“ beleuchtet in gehässiger Weise die Absicht Adolf Halles, des Schwagers Karl Heines, Senator zu werden und schließt dann mit folgender Insinuation gegen Halle: „Ja, sogar die Gegner bedauern den leichtsinnigen Dichter, der in der Liebe und dem Worte eines todkranken Greises eine hinlängliche Garantie zu haben vermeinte gegen abgefeymte Advokatenkniffe, unterstützt von notariellem Haffe.“ Noch perfider ist der „Verteidigungsartikel“, der den Anschein erweckt, als ob er von einer bezahlten Kreatur Halles herrühre. Der verstorbene Millionär Salomon Heine wird wegen seiner Großmut gepriesen, besonders aber wird sein Schwiegersohn Halle als „Muster von Sittenreinheit“ und aller anderen Tugenden gerühmt, während zwischen den Zeilen zu verstehen gegeben wird, als habe der also Gelobte wenig erbauliche Dinge zu verdecken.²⁾

¹⁾ Deutsche Rundschau, 1885. I, S. 451.

²⁾ Nord und Süd Bd. 64, S. 23 ff. — Niecki a. a. D. S. 68 f.

Im folgenden Jahre suchte Heine dann den jungen Lassalle, der im Winter 1845/46 mehrere Monate lang in Paris gewesen und Ende Januar von dort wieder nach Berlin zurückgekehrt war, durch einen Brief vom 27. Februar 1846 für seinen Feldzug gegen Karl Heine zu gewinnen.¹⁾ Er schrieb einen Schmähartikel gegen sich selbst, der aber so abgefaßt war, daß gleichwohl die „Niederträchtigkeit seiner Feinde“ aus ihm zu entnehmen war. Dieser „Schmähartikel“ sollte in der „Köln. Ztg.“ erscheinen und Lassalle darauf eine Erwiderung veröffentlichen, zu der ihm Heine eine Anleitung gab und in der Karl Heine das Nötige gesagt werden sollte. Auf Lassalles Anregung hin schrieb auch der Fürst Bückler einen Brief an Karl Heine in des Dichters Interesse. Ebenso sollte Lassalle auch Meyerbeer zu einem solchen Schreiben veranlassen. Auch Levin Schücking trieb Heine an, seinen Vetter durch Zeitungsartikel in Schrecken zu setzen. Prof. Elster nennt diesen ganzen „elenden“ Erbschaftsstreit mit gutem Grund „eines der schmutzigsten Ereignisse, von denen die neuere Literaturgeschichte Kenntnis zu nehmen hat.“²⁾

Im Januar 1845 traf den Dichter ein Schlaganfall, der ihm die Augenlider und die unteren Gliedmaßen lähmte, sowie ihn der Fähigkeit, zu schmecken, beraubte. Rasch nahm seine Erkrankung eine sehr schlimme Wendung, und diese erweichte den Hamburger Millionär. Er ordnete die Fortzahlung der Pension an und leistete seinem Vetter sogar noch bedeutende Zuschüsse. So bezahlte er für 5000 Francs Schulden Heines in Paris, in „verdrießlich direktester Weise“, wie dieser meinte. Auch erhöhte er für das Jahr 1849, nachdem des Dichters schreckliche Krankheit ihren Anfang genommen, die Pension auf 7800 Francs. Eine Schuld Heines an dessen Bruder Max im Betrage von 2000 Francs zu bezahlen, lehnte er jedoch entschieden ab.

Die höhere Summe von vierteljährlich 1950 statt 1200 Francs war auch noch für das erste Quartal 1850, aber nicht mehr für das zweite bezahlt worden, was Heine aufs äußerste erbitterte, wie aus einem Brief vom 22. oder 23. März 1850 an seinen Bruder hervorgeht.

Von 1847 begann für den Dichter eine fast zehnjährige Leidenszeit, deren Qualen uns mit Grauen und tiefem Mitleid erfüllen müssen. Heine hat für die Sünden seiner Jugend gebüßt, wie wohl nur wenige büßen müssen; die einzelnen Phasen seiner furchtbaren Krankheit, der Rückenmarksdarre, sind oft genug beschrieben worden. Er hat helden-

¹⁾ Deutsche Rundschau Bd. 91, S. 401. — ²⁾ Deutsche Rundschau Bd. 92, S. 51.

mütig gegen den Feind angekämpft und seinen blendenden Geist frisch erhalten bis an sein Ende. Seine Leidensgeschichte bedeutet einen glänzenden Sieg des Geistes über den Körper, des Immateriellen über das Materielle. Stundenlang arbeitete er täglich trotz der wütendsten Schmerzen, indem er sich vorlesen ließ, diktierte, dichtete, an seinen Versen feilte und Gedrucktes korrigierte. Kamen Freunde und fremde Besucher zu ihm, so entzückte er sie durch seine geistvolle Unterhaltung und seine Heiterkeit, die von einem durchaus ungebrochenen Geiste zeugte. Er hatte diese Anregungen nötig, denn Mathilde kümmerte sich nicht viel um den kranken Gatten und ließ ihn oft genug allein.¹⁾ Einzelne Besucher Heines loben sie freilich, die Mehrzahl aber äußert sich in sehr tadelnden Ausdrücken über die leichtsinnige Frau.

So lag Heine auf seinem Schmerzensbett, eine Jammergestalt. Fast kein Glied seines Körpers gehorchte ihm mehr, und sein nie ruhender Geist machte ihm sein Krankenlager zu einer doppelten Qual. Nun ging eine Aenderung mit ihm vor, die niemanden wundern wird, der das Ende so vieler glaubensloser Männer beobachtet hat: er wandte sich ernsthafter religiösen Dingen zu. Ein Brief an seinen Bruder Max vom 3. Mai 1849 zeigt, daß der jüdische Glaube seiner Jugend und seiner Väter, den er längst über Bord geworfen glaubte, in dem lebendig in seiner „Matrazengruft“ Begrabenen wieder erwachte. „Leb wohl, mein teurer Bruder,“ schreibt er da, „der Gott unserer Väter erhalte Dich. Unsere Väter waren wackere Leute: sie demütigten sich vor Gott und waren deshalb so störrig und trotzig den Menschen, den irdischen Mächten gegenüber; ich dagegen, ich bot dem Himmel frech die Stirne und war demütig und kriechend vor den Menschen — und deswegen liege ich jetzt am Boden wie ein zertretener Wurm. Ruhm und Ehre dem Gott in der Höhe.“²⁾ Und am 15. März 1850 klagt er Dr. Wertheim: „Tag und Nacht leide ich an meinen niederträchtigen Krämpfen und Kontraktionen, wobei ich nur in Betäubung durch Morphinum einige Erleichterung finde. Mein Zustand ist so tragisch, daß ich selber anfange, Mitleiden mit mir zu haben, was bisher der alte Uebermut noch nicht erlaubte. Die Hand Gottes liegt schwer auf mir, doch sein heiliger Wille geschehe.“ Hier sieht man deutlich, daß es die „Erden Schmerzen“ waren, die den Dichter wieder zu Gott geführt. Heine kam so weit,

¹⁾ Rocca, Skizzen S. 51. Fanny Lewald in Westermann Bd. 62, 106. Am schärfsten spricht sich Camilla Selden gegen Mathilde aus. Schorers Familienblatt 1885, S. 68. — ²⁾ Deutsche Rundschau Bd. 92, S. 52.

den Atheismus für absurd zu erklären. „Ich bin kein Frömmel geworden,“ schreibt er am 1. Juni 1850 an Campe, „aber ich will darum doch nicht mit dem lieben Gott spielen; wie gegen die Menschen, will ich auch gegen Gott ehrlich verfahren, und alles, was aus der früheren blasphematorischen Periode noch vorhanden war (ausmerzen); die schönsten Giftblumen hab' ich mit entschlossener Hand ausgerissen.“ Er fügt aber hinzu: „Die religiöse Umwälzung, die sich in mir ereignete, ist eine bloß geistige, mehr ein Akt meines Denkens, als des seligen Empfindens, und das Krankenbett hat durchaus wenig Anteil daran, wie ich mir fest bewußt bin.“ Ähnlich sprach er sich gegen Fanny Lewald aus.¹⁾ Darin irrt sich Heine über sich selbst; in gesunden Tagen wäre er nicht leicht dazu gekommen, religiöse Dinge ernst zu nehmen, wie er denn auch selbst äußerte:²⁾ „In der Krankheit hat man den lieben Gott nötig, in der Gesundheit vergißt man ihn“; und: „Für den Gesunden ist das Christentum unbrauchbar mit seinen Resignationen und Jenseitigkeiten; für den Kranken aber ist es eine gute Religion.“ Sein Nachwort zum 1851 erschienenen „Romancero“ bestätigt diese Ansicht, indem er deutlich auf sein Krankenbett als die Ursprungsstätte seiner „Bekehrung“ hinweist. Er sagt ausdrücklich, daß er zum Glauben an einen persönlichen Gott zurückgekehrt sei, aber seine religiösen Ueberzeugungen und Ansichten seien frei geblieben von jeder Kirchlichkeit. Er habe nichts abgeschworen, nicht einmal die alten Heidengötter. Aber auch sein wiedergewonnener Gottesglaube kam manchmal bei dem widerspruchsvollen, von den Stimmungen des Augenblicks abhängigen Dichter, dessen Satire auf dem Siechbette sich grausig anhört, zu eigenartigem Ausdruck. So schreibt er am 12. Okt. 1850 an Laube: „Mein Zustand hat sich insofern verschlimmert, daß meine Kontraktionen stärker und dezidierter geworden. Ich liege zusammengekrümmt, Tag und Nacht in Schmerzen, und wenn ich auch an einen Gott glaube, so glaube ich doch manchmal nicht an einen guten Gott. Die Hand dieses großen Tierquälers liegt schwer auf mir. Welch ein gutmütiger und lebenswürdiger Gott war ich in meiner Jugend, als ich mich durch Hegels Gnade zu dieser hohen Stellung emporgeschwungen!“ (Nord u. Süd Bd. 64, S. 46.)

Aber trotzdem Heine bis an sein Ende wesentlich der Alte blieb, der spottfüchtige, rachsüchtige, frivole, wickelnde, unstat zwischen allen Extremen herumpendelnde Heine —, so dürfen wir mit Nietzsche³⁾ doch keinen Zweifel hegen,

¹⁾ Westermann Bd. 61, S. 134.

²⁾ S—d. in Westermann Bd. V, 265; LXI, S. 134. — ³⁾ N. a. D. S. 166.

daß er, „zwar nicht zu einer der positiven Religionen, wohl aber zum Glauben an einen persönlichen Gott zurückkehrte.“ So sagt er in seinem Testamente vom Jahre 1851, was in einem solchen Dokument wohl schwer ins Gewicht fallen dürfte, ernst und klar: „Ich sterbe im Glauben an einen einzigen, ewigen Gott, den Schöpfer der Welt, dessen Erbarmen ich anflehe für meine unsterbliche Seele. Ich bedaure, in meinen Schriften zuweilen von heiligen Dingen ohne die ihnen schuldige Ehrfurcht gesprochen zu haben, aber ich wurde mehr durch den Geist meines Zeitalters als durch meine eigene Neigung fortgerissen. Wenn ich unwissentlich die guten Sitten und die Moral beleidigt habe, welche das wahre Wesen aller monotheistischen Glaubenslehren ist, so bitte ich Gott und die Menschen um Verzeihung.“ Im Januar 1853 veröffentlichte er weiterhin im Journal des Débats eine Erklärung, daß er die krassen Religionspötereien in der neuen französischen Uebersetzung seiner Reisebilder, die ohne sein Zutun erfolgt sei, aufrichtig bereue. In den 1854 erschienenen „Geständnissen“ spricht er sich ähnlich aus. Aber trotz Heines Umkehr zeigen die Dichtungen, die er in den letzten zwölf Jahren seines Lebens veröffentlichte, und jene, die sich in seinem Nachlaß fanden, immer noch Religionspöterei, Frivolität und Zynismus, verbunden mit politischem Radikalismus, in so hohem Maße, daß sie die „Reisebilder“ noch überholen. In diesen zeigte Heine noch eine scharf ausgeprägte politische Gesinnung; jetzt macht er sich über jedes politische Ideal lustig, verhöhnt ehemalige Mitstrebende in unanständiger Weise, lästert das „Sakrament des Königtums“ und begrüßt jubelnd den allgemeinen Umsturz.

In Betracht kommen hier die „Neuen Gedichte“ (1844), das Sommernachtsmärchen: „Atta Troll“ (in der Zeitung für die elegante Welt 1843, als Buch 1847), das Wintermärchen: „Deutschland“ (1844), der „Romancero“ (1851) sowie die „Nachgelassenen Gedichte“.

Der Haß gegen das Christentum feiert besonders in den früheren, vor seiner Krankheit entstandenen, dieser Gedichte wüste Orgien. Als „Adam der erste“ (I, S. 301) höhnt er den lieben Gott, der ihn ohne Recht und Erbarmen aus dem Paradiese gejagt; er werde aber das Paradies nicht vermissen, weil es dort keine Freiheit gäbe. In dem berücksichtigten Gedicht: „Disputation“ (I, S. 464) lästert er jede Art der Gottesverehrung. In der Aula zu Toledo, berichtet Heine, sollen vor versammeltem Hofe ein Kapuziner und Rabbiner miteinander ein geistliches Turnei ausfechten. In allem, was letzterer sagt, liegt die boshafteste Verhöhnung der katholischen Religion und ihrer Diener. Als der König die Königin um ihre Meinung fragt, antwortet sie:

Welcher recht hat, weiß ich nicht;
Doch es will mich schier bedünken,
Daß der Rabbi und der Mönch,
Daß sie alle beide stinken.

Das ist nicht „la scène la plus voltairienne, qu'ait jamais imaginée le sceptique démon de son esprit“, wie Taillandier sagt (S. 140), sondern sie ist schlimmer, als Voltaire sie gedichtet haben würde. Letzterer hat nämlich denselben Vorwurf behandelt und die Szene nach China verlegt; den Schluß bildet der Vorschlag der Chinesen, die armen Narren in das Tollhaus zu sperren. Voltaires Behandlung war für Heine noch zu anständig.

Die Lehre von der Dreieinigkeit verhöhnt Heine in „Symbolik des Unsinns“ (I. 291); über das h. Altarssakrament stößt er in „Bisliputli“ (I, S. 382) Voltaire nachgebildete Blasphemien aus, und er scheut sich nicht, den Namen des Heilandes mit den frivolsten Dingen in Verbindung zu bringen („Himmelsbräute“ I, S. 358; „Der Ungläubige“ I, S. 411).

Politisch ist der Dichter wieder beim schärfsten Radikalismus angelangt, der, mit größtem Zynismus verbunden, widerliche Zerrbilder hervorbringt. Er beruhigt („Zur Beruhigung“ I, S. 316) die deutschen Monarchen, sich vor einem Brutus nicht zu fürchten, da Deutschland, die fromme Kinderstube, gewiß keine römische Mördergrube werde. Und wenn sich das Schreckliche doch noch ereignen sollte (II, S. 202), so würden die Deutschen ihren König nicht behandeln wie die Engländer Karl I. und die Franzosen Ludwig XVI., sondern sie würden ihn in einer sechsspännigen Hofkarosse mit besflorten Rossen zum Richtplatz kutschieren. Im „Wintermärchen“ (Gesang IV) gibt er den Rat, die Gebeine der h. drei Könige zu Köln in die Käfige am Lambertiturm zu Münster zu hängen und, wenn einer von ihnen bereits fehle, statt seiner einen abendländischen König zu nehmen. Und im Traume (Gesang VII) freut er sich, als der Henker die h. drei Könige, die Symbole des Königtums, mit seinem Beile zusammenhaut.

Mit solchen und ähnlichen Verhöhnungen des Royalismus verbinden sich Beschimpfungen lebender Monarchen. Gemeineres ist wohl selten gedichtet worden, als die „Lobgesänge auf König Ludwig“ (II, S. 169), die gegen Friedrich Wilhelm IV. gerichteten Gedichte „Der neue Alexander“ (II, S. 174), sowie das überaus anstößige Gedicht über den Ursprung des preussischen Königshauses: „Schloßlegende“, das Elfter mitzuteilen sich gescheut hat (Reclamsche Ausg. I, S. 348).

Hand in Hand mit diesen Ausfällen geht die Verhöhnung der deutschen Freiheitsbestrebungen und der Ingrimm über die Langmut der Deutschen gegenüber ihren sechsunddreißig Tyrannen. Beides zu vereinigen, konnte nur einem Charakter wie Heine gelingen. Die jungen Dichter der neuen Generation, die wie Herwegh, Dingelstedt, Freiligrath glühende Freiheitsgesänge ertönen ließen und für ihre Ideale jedenfalls männlicher als Heine eintraten, kamen ihm eben so lächerlich vor, wie einst die Burschenschaftler, obgleich doch ihre Bestrebungen zum größten Teile auch die seinen waren. Aber wo ein persönliches Interesse in politischen Dingen für ihn nicht mehr in Frage kam, dünkte ihm alles Streben gleichgültig. „Er dachte stets,“ sagt sein Freund Heinrich Laube,¹⁾ „in erster Linie an seine Person, an sein persönliches Schicksal, wenn von Staatsformen die Rede war.“ Seine zahlreichen Briefe aus jener Zeit bekunden durchaus kein tieferes Interesse an den gewaltigen Bewegungen, die sich im Schoße der Völker vorbereiteten, obgleich dieselben auf die Verwirklichung des angeblichen Heineschen Ideals bürgerlicher Freiheit abzielten. Die Freiheit ist ihm nie ein Ideal gewesen. „Als vor einigen Jahren der italienische Dichter Carducci Heine in einer Ode als Freiheitshelden verherrlichte, legte sogar Karl Hillebrand, Deutschlands bester Kritiker und Heines früherer Sekretär, der immer mit Pietät und Bewunderung von dem großen Verstorbenen geredet, eine Art Protest dagegen ein: Heine selbst habe es niemals so feierlich genommen.“²⁾

Die Freiheitsdichter der vierziger Jahre versielen aber auch seiner Rache, weil sie hochmütig auf den gesinnungslosen, verparisierten Heine herabblickten und ihn zeitweise, wie Levin Schücking sagt,³⁾ aus der Gunst des Publikums verdrängten. Ebenso auch die Dichter, welche die Vaterlandsliebe besangen und, wie Nikolaus Becker, den Rhein für Deutschland reklamierten. Herwegh (I, S. 310, II 190), Dingelstedt (I, S. 315, 404) sowie die politischen Tendenzdichter im allgemeinen erhalten einige kräftige Schläge, bis der Dichter im „Atta Troll“ sie alle auf das Schafott befördert.

Aber was diese Dichter sangen, singt er auch selbst. Ironisch gibt er den Rat („Verheißung“ I, S. 312), die deutsche Freiheit solle kecker werden, aber vor allem den schuldigen Respekt vor Obrigkeit und Bürgermeisterei nicht beiseite setzen. Er höhnt die lieben Deutschen (II,

¹⁾ Gartenlaube 1868, S. 27.

²⁾ G. Brandes in der Frankf. Ztg. 24. Aug. 1889. — ³⁾ Westermann Bd. 54, S. 196.

S. 204), daß sie sich von der Vogelscheuche abschrecken ließen, an die blühenden Kirichen zu gehen; macht sich über den deutschen Michel lustig („Erleuchtung“ I, S. 318), der sich die besten Bissen vor dem Maule wegstibigen und sich mit dem Versprechen reinverklärter Himmelsfreude täuschen lasse. Nach den Märztagen 1848 (II, S. 187) verspottet er wieder den deutschen Michel, der versucht habe, sich zu ermannen und nun wieder unter der Hut von vierunddreißig Monarchen zu schlafen beginne. „Germania, das starke Kind“ (I, S. 426) erfreue sich, nachdem der starke Wind sich gelegt, wieder seiner Weihnachtsbäume; er gedenkt des heldenmütigen Kampfes der Ungarn, die von Ochsen (Oesterreichern) und Bären (Russen) überwunden werden, während Deutschland in das Foch von Wölfen, Schweinen und gemeinen Hunden geraten sei.

Auch hier weist er auf die vom Kommunismus drohenden Gefahren hin; aber in seine Weissagungen mischt sich etwas wie geheime Freude, daß unter dem ehernen „Schritt der Arbeiterbataillone“ demnächst der Boden der modernen Gesellschaft erzittern werde. Mit dem Haß der Besitzlosen gegen die Reichen stimmt er ganz überein, und die wachsende Macht des Kapitalismus entlockt ihm in grimmigem Sarkasmus die Verse (I, S. 415):

Hat man viel, so wird man bald
Noch viel mehr dazu bekommen.
Wer nur wenig hat, dem wird
Auch das Wenige genommen.
Wenn du aber gar nichts hast,
Ach, so lasse dich begraben —
Denn ein Recht zum Leben, Lump,
Haben nur, die etwas haben.

Ironisch gibt er den Rat (I, S. 418), vor jedem goldenen Kalbe das Weihrauchfaß zu schwingen; denn die reichen Leute gewinne man nur durch Schmeicheleien; er selbst nennt die Besitzenden (II, S. 81) das „reiche Ungeziefer“, das so mächtig verbündet sei in unseren Tagen; er beteuert in Scherz sein sollendem Ernst (II, S. 76), daß er die Reichen gern aufhängen würde, aber man mache leider aus deutschen Eichen keine Galgen für sie; er teilt, wie schon im „Katcliff“, die Menschen ein in hungrige und satte, und er zeichnet unter dem Bilde der Wanderratten (II, S. 203) mit sichtlichem Behagen, wie die hungerigen unwiderstehlich heranrücken und sich nicht besänftigen lassen durch „Pfaffengebete und Hundertpfünder“, sondern nur durch „Suppenlogik mit Knödelgründen“ und „Argumente von Rinderbraten“; er beschwört in

einem übrigens trefflichen Gedichte (II, S. 177) die ausgemergelten Gestalten der hungernden schlesischen Weber des Jahres 1847, um durch sie einen Racheschrei gegen den König der Reichen zu begründen. All diesem Elend gegenüber aber will er im ersten Kapitel des Wintermärchens „Deutschland“ ein neues Lied singen, nicht

„Das alte Entfagungslied,
Das Ciapopeia vom Himmel,
Womit man einlulst, wenn es greint,
Das Volk, den großen Lümmel.“

sondern:

Ein neues Lied, ein besseres Lied,
O Freunde, will ich euch dichten:
Wir wollen hier auf Erden schon
Das Himmelreich errichten.

Es wächst hienieden Brot genug
Für alle Menschenkinder,
Auch Rosen und Myrten, Schönheit und Lust,
Und Zuckererbjfen nicht minder.

Ja, Zuckererbjfen für jedermann,
Sobald die Schoten plagen!
Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spähen.

August Bebel druckt in seinem Buche über „die Frau“¹⁾ einige dieser Verse mit Wohlgefallen ab und bemerkt dazu, daß Heine sozialistische Anwandlungen gehabt habe.

Mit besonderem Grimme kehrt sich Heine gegen die deutschen Einheitsbestrebungen, als deren Symbol er die schwarz-rot-goldene Fahne beschimpft. Er nennt (I, S. 373) ihre Farben „Affensteißcouleuren“; Erzherzog Johann, der die Wahl zum „Reichsverweser“ angenommen, verhöhnt er als „Hans ohne Land“ (II, S. 205). Das Aergste bietet der 26. Gesang des Wintermärchens „Deutschland“ (II, S. 489), wo er Deutschland in behaglicher Breite mit einem Nachtstuhl vergleicht, aus dem der Mist von sechsunddreißig Gruben heraufstinkt. Was will es dagegen bedeuten, wenn er in dem schönen Gedichte „Deutschland“ (II, S. 167) sein Vaterland mit dem jungen Siegfried vergleicht, der einst den häßlichen Drachen — die Tyrannei natürlich — töten und sich die goldene Krone aufsetzen wird! Demselben Gedanken hatte er übrigens bereits in den letzten Berichten aus Paris Ausdruck gegeben (VI, S. 248, 613).

¹⁾ 9. Aufl. S. 335.

Die stärksten Ausbrüche seines Hasses sind gegen Preußen gerichtet. Er plündert den Wortschatz der Fischweiber, um alles das sagen zu können, was er auf dem Herzen hat. Man lese nur einmal: „Wechselbalg“ (I, S. 313), „Der Kaiser von China“ (I, S. 313), Gesang III und VIII des Wintermärchens. Ja, das ganze Wintermärchen ist eigentlich ein Pamphlet gegen den preußischen Staat, der es versäumt hatte, sich den Dichter zu verbinden.

Männer, die auch die Gegner mit Achtung nennen, Männer, denen er selbst Dank schuldet, werden von ihm mit allen möglichen, vielfach dem Tierreich entnommenen Titulaturen belegt. Den großen Görres nennt er (I, S. 406) eine Hyäne und dessen Sohn ein giftiges Insekt; damit ist die Art dieser persönlichen Angriffe genügend gekennzeichnet.

Die Schamlosigkeit der späteren Werke übersteigt alles Maß. Als er einen Teil der „Neuen Gedichte“, der im „Salon“ erschienen war, mit anderen zusammen als Buch erscheinen lassen wollte, stellte Gutzkow ihm freundschaftlich vor (Prölß, S. 262), daß dieselben sich als „furchtbare Nachgeburt“ früherer Gedichte doch für die Öffentlichkeit nicht eigneten. Sofort zog Heine sein hohes Roß aus dem Stall und ritt seinem einstigen Waffenbruder mit den Worten entgegen (23. August 1838): „Wie Petrons Satirikon und Goethes Elegien, so sind auch meine angefochtenen Gedichte kein Futter für die rohe Menge. . . . Nur vornehme Geister, denen die künstlerische Behandlung eines frevelhaften und allzu natürlichen Stoffes ein geistreiches Vergnügen gewährt, können an jenen Gedichten Gefallen finden. . . . Nicht die Moralbedürfnisse irgend eines verheirateten Bürgers in einem Winkel Deutschlands, sondern die Autonomie der Kunst kommt hier in Frage.“ Trotzdem fand Heine erst 1844 den Mut, die „Neuen Gedichte“ herauszugeben. Charakteristischer als diese, die er in gesunden Tagen dichtete, sind jene, die er auf dem Krankenlager verfaßte. Seine Sinnlichkeit lodert hoch empor; er verhöhnt sich selbst wegen seiner Schwäche (II, S. 51, Nr. 78, 79) und bedauert, eine Dirne, deren Bild vor seinem Geiste emporsteigt, nicht genießen zu haben (II, S. 93). Er besingt die Schönheit des Weibes in lüsterner Weise (II, S. 34), beginnt mit mehr als aristophanischer Freiheit den Gebrauch der Glieder des menschlichen Körpers zu erklären, um zu einem Schluß zu gelangen, den selbst Strodttmann nicht mitteilen zu dürfen glaubte (II, S. 75). Weiter vergleiche man: „Hausfrieden“ (I, S. 411), „Unvollkommenheit“ (I, S. 419) und das Gedicht Nr. 68, Bd. II, S. 40. Seinen ganzen Zynismus in nuce haben

wir in den Gedichten „Epilog“ (II, S. 110), „Vermächtnis“ (I, S. 429) sowie „Testament“ (II, S. 220).

Ueber die letzten dichterischen Erzeugnisse Heines vom ästhetischen Standpunkt unbefangen zu urteilen, ist nicht leicht, da das Gefühl des Ekels zu oft den Genuß vernichtet. Aber der Gesamteindruck ist überall derselbe. Die geniale Begabung des Mannes hat dem jahrelangen Anstürmen einer furchtbaren Krankheit siegreich widerstanden. Wie früher, so bewundern wir die prächtigen Girandolen eines unerschöpflichen Witzes, den kühnen Flug einer reichen Phantasie und die, wenn auch selten sich auftuenden Ausblicke in eine tiefe Gemüts- und Gedankenwelt. Unter den Liebesgedichten finden sich einzelne Perlen. Die ersten beiden Strophen des an Mathilde gerichteten Liedes „An die Engel“ (I, S. 425) gehören zu dem Schönsten, was er gedichtet. Weitere Lieder an Mathilde und die Mouche reihen sich diesen an. Und das an seine Mutter gerichtete Gedicht: „Nachtgedanken“ (I, S. 319) ist ein vollkommenes Erzeugnis der Kindesliebe, welche Heine nie verlassen.

Ergreifend sind die Gedichte, in denen er dem Gefühl trostloser Verlassenheit, dem verzweifelnden Gedanken, dem Tode unrettbar verfallen zu sein, der inneren Zerrissenheit Ausdruck verleiht. Er ist der Welt müde, er sehnt den Tod als Erlöser aus entsetzlichen Qualen herbei; dann aber erwacht wieder seine Liebe zum Leben und kämpft mit dem unerbittlichen Thanatos einen vergeblichen Kampf. Die ergreifendste Szene aus dieser „Lazarus“-Tragödie schildert uns das Gedicht: „Mir lodert und wogt im Hirn eine Glut“ (II, S. 98).

Ueber all diese Gedichte erhebt sich jedoch wie Waldriesen über zwerghaftes Unterholz eine Anzahl Romanzen, namentlich aus dem „Romancero“, sowie einzelne Teile aus „Atta Troll“. Gewiß leiden viele Romanzen am Mangel eines wirkungsvollen Abschlusses; gewiß wird bei manchen die Wirkung beeinträchtigt durch den Gebrauch alltäglicher Wendungen, durch nachlässigen Versbau (meist vierfüßige ungeraimte Trochäen) sowie durch redselige Breite; aber es bleibt genug übrig, was als golddeckt bezeichnet werden darf. Hier tut Heine glückliche Griffe in Geschichte und Leben; er trifft den epischen Ton ausgezeichnet, stellt mit plastischer Anschaulichkeit dar und breitet über das Ganze einen wundervollen Farbenschmelz.

Das künstlerisch vortreffliche Gedicht: „Die Schlacht bei Hastings“ (I, S. 339) schildert, wie Edith den bei Hastings gefallenen König Harold, der einst sie liebte, wiederfindet und zur letzten Ruhe begleitet.

Die starke Empfindung in der Brust des rauhen Weibes ist höchst glücklich ausgesprochen. Das große Gedicht: „Firdusi“ (I, S. 364) zeigt am Schicksal des berühmten persischen Sängers symbolisch, wie den Dichtern von Gottes Gnaden hier auf Erden gelohnt wird, aber auch, wie sie über die Gunst der Großen dieser Erde erhaben sind; „Spanische Utriden“ (I, S. 395) bietet einen Ausschnitt aus der Geschichte der pyrenäischen Halbinsel und zeigt in packenden Bildern die Nemesis der Weltgeschichte. Völl von Bitterkeit und ungerecht, weil es den Einzelfall aufs Allgemeine bezieht, ist das Gedicht „Der Philanthrop“ (II, S. 121), aber dichterisch bedeutend; ebenso „Jammertal“ (II, S. 124), ein in dunklen Farben gehaltenes Gemälde aus der Zeit sozialer Not, das seine Berechtigung behaupten wird, so lange die Menschen lieben und hungern. Von denselben Gedanken durchweht ist das Gedicht: „Das Sklavenschiff“ (II, S. 117), das noch späten Jahrhunderten Kunde von der wahren „Schmach des neunzehnten Jahrhunderts“ geben wird. Vollkommen nach Inhalt und Form ist „Der Asra“ (I, S. 357), dessen wenige, herrlich komponierte Strophen immer wieder das Gemüt ergreifen. Als das beste Gedicht aber dürfte „Bimini“ (II, S. 125) bezeichnet werden, welches die nie befriedigte Sehnsucht nach der goldenen Jugendzeit tief sinnig-symbolisch hinaus singt.

Ueber den Wert anderer Gedichte werden die Meinungen sehr auseinander gehen. „Ritter Olaf“ (I, S. 273) und „Kampfsinit“ (I, S. 329) scheinen mir nicht hochzustehen; „Pomare“ (I, S. 345) gefällt den „Modernen“ so gut, daß Griesebach¹⁾ darüber sagt, es sei ein brillantes Gedicht, „worin Heine die Tragik der modernen Hetäre in wenigen unvergänglichen Strichen zeichnet“; „Bislipugli“ (I, S. 373), ein episches Gedicht aus der Zeit der Eroberung Mexikos durch Cortez, findet ebenfalls Griesebachs höchsten Beifall; ²⁾ ich kann mich nicht halb so hoch schwingen. In roh wügelnder Art, aber nicht gerade ausnehmend geistreich, wird da ein tieftragisches Stückchen Weltgeschichte ins Komische gezogen. Dagegen werden wohl alle das bekannte Gedicht von den beiden Rittern Krapülinsky und Waschlappsky (II, S. 353) ebenso boshaft wie komisch finden.

Heines Polemik gegen die deutschen Freiheitsdichter der vierziger Jahre in dem großen epischen Gedichte „Atta Troll“ hat heute nur wenig Interesse; der romantische Teil des Liedes aber wird leben, solange im deutschen Volke noch Sinn für „mondbeglänzte Zaubernächte“

¹⁾ S. 257. — ²⁾ S. 255.

vorhanden ist. Hier (von Gesang XII ab) hat sich der Dichter, wie er selbst gesteht (VII, S. 19), noch einmal allen holdseligen Uebertreibungen, aller Mondscheintrunkenheit, allem blühenden Nachtigallenwahnsinn hingegeben und (II, S. 422) nicht das, aber sein letztes „Waldlied der Romantik“ gesungen. Den vorzüglichsten Teil des Gedichtes bildet die dramatisch bewegte Schilderung der wilden Jagd (Gesang XVIII, XIX).

Das Wintermärchen „Deutschland“ schildert unzweifelhaft nach Voltaires: „Scarmentados Reisen“ mit der nötigen dichterischen Freiheit die Erfahrungen Heines auf seinem Ausflug nach Hamburg 1844. Die deutsche Literatur hat wohl kein Werk aufzuweisen, in dem ein größeres Maß von Gehässigkeit, Grobheit und schneidiger Satire aufgespeichert läge. Jeder Gesang beweist das Genie des Dichters. Aber er ist nicht der Champion einer großen Idee, sondern der Knecht seines unversöhnlichen Hasses gegen Preußen, Deutschland und die katholische Kirche. Der höhere Gesichtspunkt, der allein der Satire Berechtigung gibt, der Ausblick auf bessere Zustände und eine schönere Zukunft fehlt hier gänzlich. Der Dichter nimmt seine Keule und schlägt den verhassten Bau in Trümmer — was dann kommen soll, ist nicht seine Sorge. Die nihilistische Gesinnung seiner letzten Lebensjahre kommt im Wintermärchen konzentriert zum Ausdruck.

Heine war sich der vaterlandsfeindlichen Tendenz seiner Dichtung klar bewußt; keiner seiner Verehrer wird hinauskommen über die Stelle in seinem Briefe an Detmold vom 14. September 1844: ¹⁾ „Da das Opus nicht bloß radikal, revolutionär, sondern auch antinational ist, so habe ich die ganze Presse natürlich gegen mich.“

In Aachen sieht er zum erstenmal wieder preußische Soldaten, die er mit den Worten schildert:

Noch immer das hölzern pedantische Volk,
Noch immer ein rechter Winkel
In jeder Bewegung, und im Gesicht
Der eingefrorene Dünkel.

Dort erblickt er auch den preußischen Adler wieder, der ihm die Worte entlockt:

Du häßlicher Vogel, wirst du einst
Mir in die Hände fallen,
So rupfe ich dir die Federn aus
Und hacke dir ab die Krallen.

¹⁾ Deutsche Rundschau 1885, I, S. 448.

In Köln meint er sich auf jenem Boden zu befinden, wo der „Cancan des Mittelalters“ von Mönchen und Nonnen getanzet wurde, wo „Dummheit und Bosheit“, „gleich Hunden auf der freien Gasse“ buhlten und des „Geistes Bastille“, der Dom, errichtet wurde. Der Kölner Dom, prophezeit er, werde nicht vollendet, sondern als Pferdestall verwendet werden; offenbar soll diese Weissagung eine Antwort auf die Wiederaufnahme der Arbeiten sein, an die Friedrich Wilhelm IV. am 4. September 1842 den Wunsch nach der Einigung Deutschlands geknüpft hatte. Dann hat er mit dem Vater Rhein eine längere Unterredung, in welcher der Alte sich bitter über Nikolaus Becker beklagt, der das Lied gedichtet: „Sie sollen ihn nicht haben;“ er, der Rhein, habe im Gegenteil oft mit Tränen zum Himmel um die Rückkehr der Franzosen gebeten. Auf der Straße begegnet ihm ein phantastischer, mit einem Beil bewaffneter Gefelle, der sich ihm als der „Knecht seiner (Heines) Gedanken“ vorstellt. Nachts träumt der Dichter, er sei mit dem unheimlichen Manne in den Dom gegangen und habe die heiligen drei Könige auf ihren Sarkophagen aufrecht sitzend gefunden. Er fordert sie auf, den Dom zu verlassen, weil sie der Vergangenheit angehörten und in der Kathedrale der „Zukunft fröhliche Kavallerie“ hausen solle. Gleichzeitig wendet er sich zu seinem Begleiter, der den Blick seines Herrn sofort versteht, und die „armen Skelette des Aberglaubens“ ohne Erbarmen niederschlägt.

In Mülheim ereifert sich Heine wieder über die Preußen, diese „spindeldürren Gäuche“, die jetzt so dicke Bäuche sich angemästet hätten, die blassen Canaillen, die ausgesehen wie Liebe, Glauben und Hoffen und sich nur rote Nasen angesoffen hätten. In Hagen freut er sich der deutschen Küche und stimmt einen augenscheinlich ernst gemeinten Hymnus auf die Westfalen an; im Teutoburgerwalde gibt er eine ergötzliche Betrachtung zum Besten, was aus Deutschland geworden, wenn Varus den Cheruskerfürsten besiegt hätte. Einer Schar von Wölfen versichert er, daß er ihnen noch immer ein treuer Mitwolf sei und nicht daran denke, Hofrat in der Lämmerhürde zu werden.

Den Schafpelz, den ich umgehängt
Zuweilen, um mich zu wärmen,
Glaubt mir's, er brachte mich nie dahin,
Für das Glück der Schafe zu schwärmen.

Bei Paderborn sieht er das Bildnis des Gekreuzigten, an den er eine höhnische Anrede hält, die eine Satire gegen deutsche Zustände darstellen soll. Auf der Weiterfahrt fällt ihm ein, was seine Amme ihm

einst von Kaiser Rotbart im Kyffhäuser erzählte, und er knüpft daran eine prächtige Phantasie; aber hinterher kommt eine bittere Satire auf die Armseligkeit des deutschen Reiches und seine Vertreter. Rotbart ist ein gemütlicher Antiquar, der mit der Wiederherstellung des deutschen Reiches durchaus keine Eile hat. Er erkundigt sich nach den Weltbegebenheiten während der letzten Jahrhunderte und erfährt zu seinem Entsetzen, daß man es gewagt habe, einen König und eine Königin zu guillotinieren. Rotbart gerät in großen Zorn, der sich in heftigen Ausdrücken auch gegen Heine Luft macht. Da plagen auch Heine „die allergerheimsten Gedanken“ heraus, und er beschimpft das Kaisertum und die schwarzrotgoldene Fahne.

In Minden wird es Heine etwas ängstlich zumute, weil er sich innerhalb der Mauern einer preußischen Festung befindet; er träumt nachts sogar, daß der preußische Adler seinen Leib umklammert halte und ihm die Leber wegfreße — eine bescheidene Andeutung des zweiten Prometheus.

Ueber Hannover, das Heine Gelegenheit zu Spötteleien über dessen Herrscher gibt, gelangt er nach Hamburg. Er unterrichtet uns, unter der wiederholten Beteuerung, daß beim zufälligen Anblick des preußischen Adlers sich ihm „das Essen im Magen“ herumdrehe, zunächst über Hamburger Verhältnisse und Personen, die niemanden interessieren als Heine und die Hamburger, und führt uns dann eine Phantasie vor, derenwegen allein das Wintermärchen geschrieben ist. In einer berühmten Straße Hamburgs begegnet er der Göttin Harmonia, die er anfangs für eine seiner gutmütigen Freundinnen hält. Sie führt ihn in ihre Kammer, wo er sein Porträt, mit frischen Lorbeeren umkränzt, an der Wand erblickt — an diesem Ort und in dieser Gesellschaft eine unfreiwillige Satire Heines auf seine Muse. Sie fragt ihn, weshalb er nach Deutschland gekommen, und er entgegnet, daß es die Liebe zum — Vaterlande gewesen sei! Die Göttin gibt nun ihre Ansichten über Deutschlands Zustände zum Besten und erbiethet sich, ihm die Zukunft seines Vaterlandes zu offenbaren. Sie zeigt ihm den Nachstuhl Karls des Großen und bittet ihn, den Deckel aufzuheben, da werde er die Zukunft erblicken.

Die Verehrer Heines können nicht genug den Aristophanischen Witz des Wintermärchens rühmen. Ob jener „ungezogene Liebling der Grazien“ im 19. Jahrhundert gedichtet haben würde, wie er es im 5. vor Christus getan, darf man bezweifeln.

Von den prosaischen Schriften der letzten Lebensjahre: Die Tanzpoemata „Göttin Diana“ und „Faust“, sowie die Erläuterungen zu letzterem:

„Die Götter im Exil“ (eine Abhandlung über die Umwandlung der alten heidnischen Götter in moderne Dämonen), „Geständnisse“ und „Memoiren“ haben nur die beiden letzten Bedeutung. In den „Geständnissen“ (Bd. VI) gibt er Auskunft über die Aenderung seiner religiösen Weltanschauung. Er betont entschieden seine Rückkehr zum Gottesglauben und beteuert hier, wie schon drei Jahre zuvor im Vorwort zum „Romancero“, daß er alles nicht geschrieben haben möchte, was er gegen das Dasein Gottes je veröffentlicht; indessen sind seine Versicherungen manchmal so ironisch gefärbt, daß man an ihrer Aufrichtigkeit zweifeln könnte. Vom Atheismus will er nichts mehr wissen (VI, S. 41), weil er schon bei „Schmierlappen von Schuster- und Schneidergesellen“ heimisch geworden, und weil er ein Bündnis geschlossen mit dem Kommunismus (VI, S. 42). Dieser aber bedeute den Tod der Zivilisation, ein Gedanke, den er auch an anderen Stellen ausführt (VII, S. 143, 144, 418, 419).

Das sind allerdings keine allzu ernsthaften Gründe, seine Ueberzeugung zu ändern. Hier zeigt sich in Heine nicht allein der Poet, sondern auch der Genußmensch, der den kommunistischen Zukunftsstaat trotz der Gewährleistung großer „sittlicher“ Freiheit nicht lieben kann, weil er ihn in anderer Weise beschränken würde. Er ist zu „fein“, um sich noch mit dem einst so geliebten, jetzt tief gehaßten (VI, S. 43) Volke gemein zu machen, dessen gewaltige, die Revolution machenden Fäuste er jedoch zu schätzen weiß.

Seines Memoiren (VII) erschienen erst nach seinem Tode und zwar nur in einem Bruchstück, das seine Jugendjahre behandelt. Sie bieten anziehende Schilderungen, aber nur wenig Material für sein Leben und seine Charakteristik.

Sehr interessant ist sein Verhalten gegenüber Napoleon III. Am 21. April 1851, also vor dem Staatsstreich, schreibt er an Kolb, er sei mit Leib und Seele für den Präsidenten, weil derselbe ein Neffe des Kaisers und ein wackerer Mensch sei und durch die Autorität seines Namens größerm Unheil entgegenwirke. Nach dem 2. Dezember 1851 ändert sich seine Meinung. Er äußert Kolb (13. Februar 1852) seine Freude, daß Napoleon die Dummköpfe der Kammer übertölpelt habe, gleichzeitig aber auch seinen Schmerz, daß nun die schönen Ideale von Freiheit und Gleichheit zertrümmert am Boden lägen. Da kommt mit dem 2. Dezember 1852 die Wahl Napoleons zum Kaiser, und mit diesem Tage singt er ein anderes Lied. Er nennt (VI, S. 543) den 20. Dezember¹⁾

¹⁾ Wo einzelne Mächte Napoleon III. bereits anerkannt hatten.

1852 die vollständige Genugtuung für das bei Waterloo gekränkte Nationalgefühl der Franzosen und freut sich in tiefster Seele dieses Triumphs, wie er einst die Niederlage so schmerzlich mit empfunden (VI, S. 538). Das war selbst Heines Verleger zu viel, und er schrieb ihm (17. April 1854)¹⁾: „Sie scheinen zu vergessen, daß Sie deutscher Schriftsteller sind. Mit geballter Faust schlagen Sie der ganzen deutschen Bevölkerung ins Gesicht.“ Heine war infolge dieses Briefes klug genug, den „Waterloo“ überschriebenen Teil aus den „Geständnissen“ zurück zu halten.

Gewiß tat er es mit schwerem Herzen, denn er hatte eine bestimmte Absicht: er wollte Napoleon III. sich günstig stimmen, wie er es schon bei anderen Fürsten versucht hatte. Camilla Selden, seine Verehrerin, erhebt diese Vermutung zur Gewißheit, indem sie, anknüpfend an die beständige Geldnot der Eheleute Heine, sagt²⁾: „Verbürgen kann ich indessen die Tatsache, daß Heine, der von dem Wahn besessen war, sich für einen bedeutenden Politiker zu halten, gerade zu der Zeit Versuche gemacht hat, mit der Regierung des zweiten Kaiserreichs Fühlung zu gewinnen, als sein Tod diesem eben so erniedrigenden als unbedacht-samen und kindischen (!) Unterfangen ein jähes Ende bereitete.“ Wir haben keinen Grund, diese Aussagen einer intimen Freundin Heines, die in den letzten Lebensjahren fast täglich um ihn war, zu bezweifeln.

Die letzten drei Lebensjahre brachten Heine neben seinem körperlichen Leiden auch viel seelisches Ungemach. Die Zahl seiner Gegner in Deutschland stieg, und die Zeitungen richteten manchen scharfen Angriff gegen den einst so gefeierten Mann. Die Augsburger allgemeine Zeitung brachte 1854³⁾ einen längeren Schmähartikel, der vernichtend wirken mußte. Er kam zu Heines Kenntnis und regte ihn furchtbar auf. Er wurde immer einsamer. Die Franzosen schienen ihn vergessen zu haben⁴⁾, und Deutsche kamen nur selten an sein Krankenlager. Letztere schieden von ihm mit den Gefühlen tiefsten Mitleids und hoher Bewunderung ob seines Leidens und seiner ungeschwächten Geisteskraft. Mehr als einer aber äußerte⁵⁾, daß man ihm gegenüber zu einem reinen und freien Empfinden nicht gelange, daß er abwechselnd anziehe und abstoße. Sein Freund Heinrich Laube, der ihn 1855 noch sah, drückt sich noch schärfer aus⁶⁾: „Witz und Frivolität waren ihm treu geblieben, und diese von

¹⁾ Strodtmann II, 434. — ²⁾ Schorer 1885, S. 408. — ³⁾ S. 4313. — ⁴⁾ Meißner, Geschichte meines Lebens I, 216. — ⁵⁾ Z. B. Fanny Lewald, Westermann Bd. 61, S. 129.

⁶⁾ Gartenl. 1868, S. 27.

unten auf absterbende Kreatur, die unter der Bettdecke nur noch einige Spannen zusammengezogenen Menschenleibs besaß, forderte mit ungeschwächtem Geist den Schöpfer alles Menschlichen heraus. Die ganze Wahrheit zu gestehen, dieser letzte Eindruck war, abgesehen von natürlichem Mitleiden, sehr peinlich.“

Nur einige weibliche Verehrerinnen, wie seine Freundinnen Karoline Jaubert, die Fürstin Belgiojoso, die Gräfin Kalergis, die Engländerin Lady Duff Gordon, besuchten ihn häufig und suchten seine letzten Lebenstage zu erheitern.

Vor allem war es aber eine geheimnisvolle junge Dame, Camilla Selden, wie sie sich später nannte, die noch zu einem seelischen Ereignis ersten Ranges im Leben des absterbenden Dichters werden sollte. Der in der Matragengruft lebendig Begrabene entbrannte in heftigster Leidenschaft zu der etwas pikanten, schönen, mit Pariser Chic deutsches Gemütsleben verbindenden jungen Frau, die ihm wie ein Trostesengel an seinem Krankenbette erschien. Das Verhältnis, das an des greisen Goethe Beziehungen zu Ulrike von Levechow erinnert, hat etwas Pathologisches an sich, das nur dadurch verständlich wird, daß sie eine begeisterte Verehrerin des Dichters war und von dem glänzenden Geiste in dem halb toten Körper angezogen wurde. Wahrscheinlich steckte bei ihr auch eine gute Portion weibliche Eitelkeit dahinter. Ihn zog neben der lieb-reizenden Gestalt wohl vor allem auch ihr Geist an, das Verständnis und die Teilnahme, die sie seinem Schaffen entgegenbrachte. Stundenlang saß sie an seinem Schmerzenslager, las ihm vor, schrieb Briefe für ihn und machte für ihn Korrekturen; was Wunder, wenn er untröstlich war, sobald er sie einen Tag missen mußte, und ihrer Inspiration noch verschiedene leidenschaftliche Lieder verdankte? Seine Frau Mathilde war ungebildet und hatte kein Verständnis für sein literarisches Schaffen; sie mußte ihn geistig herabziehen. Der Einfluß der Selden aber zeigt, wie sehr eine kongenialere Frau ihn früher hätte heben können, da sie jetzt noch solche Macht besaß.

Die Billets, die der Dichter an seine Geliebte richtete, sind für einen Sterbenden allerdings von einer geradezu peinlichen Leidenschaft, voll Zärtlichkeit und Liebesbedürfnis, das von sinnlichen Regungen keineswegs frei ist. Das Postskriptum enthält gewöhnlich eine kurze Bemerkung über den trostlosen Zustand des Dichters.

Wer die „Mouche“ — so nannte sie Heine nach ihrer Pestschaft, auf der eine Fliege eingraviert war —, die in Heines Leben eine so große, eigenartige Rolle spielte, eigentlich war, ist nie recht aufgeheilt

worden. Sie hieß mit ihrem richtigen Namen Elise von Arieniz und soll in Prag geboren sein. Schon jung nach Paris gekommen, fiel sie einem gewissenlosen Roué zum Opfer, der sie zwar ehelichte, aber unter dem Vorgeben, sie sei geisteskrank, bald in ein Irrenhaus steckte, um sie los zu werden. Von dort gelang es ihr jedoch, nach England zu entfliehen, von wo sie nach Wien ging. Im Herbst 1855 erschien sie dann, vom Zauber einer romantisch-unglücklichen Ehe und schnöder Verfolgung umgeben, als weltkluge, achtundzwanzigjährige Frau wieder in Paris, wo sie sich bei Heine dadurch einführte, daß sie ihm Kompositionen und Grüße des Wiener Komponisten Frhr. Vesque von Puttlingen überbrachte.¹⁾

Selbstverständlich sah Frau Mathilde in der „Mouche“ auch bald die Nebenbuhlerin. Sie erwiderte deren Begrüßung kaum und verließ das Krankenzimmer sofort bei ihrem Eintreten. Auch lehnte sie es entschieden ab, auf ihres Gatten Wunsch, die „Mouche“ öfters zum Mittagstisch einzuladen, auch nur einmal einzugehen. Man wird diese Haltung Mathildes mehr als verstehen, wenn man bedenkt, daß diese es mit ansehen mußte, wie die Fremde ihr die letzte Liebe ihres Gatten stahl. Rohut²⁾ bemerkt dazu, daß Mathilde die „Mouche“ überhaupt ungehindert zum Krankenbette ihres Mannes ließ: „Man glaube ja nicht, daß Mathilde nicht eifersüchtig gewesen wäre. Sie gab in dieser Beziehung ihrem Gatten nichts nach, und zuweilen haben dessen Extravaganzen zu lebhaften Auftritten Veranlassung gegeben; aber als er sterbenskrank darniederlag, wollte sie seine erotischen Neigungen nicht niederhalten, sondern drückte hochherzig ein Auge zu. Keiner der Biographen hat diese heroische Tat eines liebenden Weibes nachdrücklich genug betont.“

Von Winter 1854/55 an war Heines Leiden ein langsames, aber heldenhaft ertragenes Sterben. Am 17. Februar 1856 endlich hauchte er seine Seele aus.

¹⁾ Kaufmann, Heines Liebesleben, 1897, S. 120 f. — ²⁾ A. a. O., S. 297.

